



Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Königliche Schauspiele.

Samstag, den 26. November 1904. Zum 100. Male: „Oberon“ (Wiesbadener Bearbeitung).

Sonntag, den 27. November: „Die Meisterfinger von Nürnberg“, von Richard Wagner.

Die 100. Aufführung eines Bühnenwerkes in der Frist von ein paar Jahren bildet für ein Hoftheater jedenfalls ein eigenartiges Ereignis. Wir haben die Vorzüge „unseres“ Oberon schon wiederholt in ausführlicher Weise referierend hervorgehoben, so daß für heute kein Anlaß vorliegt, nochmals auf sie einzugehen. Daß das Werk das Repertoire in solcher Weise beherrschen kann, ist der beste Beweis dafür, daß die geniale Restaurierung und Inszenierung, die ihm unter der Regide v. Hülfens zu Theil ward, die oft verachtete Lösung des Oberon-Problems birgt. Die Mitwirkenden in der heutigen Jubiläumsvorstellung wurden nach derselben zu einer festlichen Vereinigung im Foyer versammelt und bis zur frühen Morgenstunde festgehalten — für manchen wohl nicht die günstige Vorbedingung für die „Meisterfinger“-Aufführung. Ueber dieser lag denn auch ein leichter, nach katastrophalischer Verstimmung — Niemand schien so recht bei Stimme zu sein. Trotzdem hob das herrliche Werk mit seiner unergleichen Frische bald alles wieder auf ein belebteres Niveau und die Vorstellung darf als verhältnismäßig sehr anregende bezeichnet werden. Herr Sommer lang hier erstmalig den Walter Stolz und gab damit einen neuen Beweis seiner unübertroffenen Verwendungsmöglichkeit. Wenn sich seine Darbietung auch nicht ganz mit dem Wille des edlen, jungen Rittersmannes deckt, das wir durch Kalisch in dieser Rolle gewohnt sind, so giebt er doch wieder so viel liebenswürdig Impulsives aus seiner Eigenart dazu, daß man ihm gerne folgt. Die lyrischen Höhepunkte (Preislieder) vertragen wohl noch ein kräftigeres Herausmalen. — Durch stete Vertiefung in seiner Aufgabe erfreut immer wieder Herr Müller als Hans Sachs. Einen würdigen Partner findet er im Bogner des Herrn Oberstoecker, der durch eine echt patrizierhafte Erscheinung und durch seinen wahrhaft ergreifenden, edlen Gesang diese Figur auf die ihr in dem Werke zukommende Höhe hebt. Daß Herr Müller das reizendste Etwas ist, das man sich denken kann, ist stets ein Hauptanziehungspunkt unserer Meisterfingeraufführung. Schade, daß man Herr Müller so wenig versteht, sie sollte wirklich einmal mehr Sorgsamkeit und Streben in diesem Punkte entwickeln. In der Szene mit Sachs (II. Akt) könnte das Orchester ihr auch etwas mehr entgegenkommen. Der David des Herrn Senke ist eine der prächtigsten, lebensvollsten Leistungen des geschätzten Künstlers. Viel Interesse findet stets der charakteristisch angelegte Bedmeßer des Herrn Adam, eine in Gesamtauführung und Detaillierung ganz vorzügliche Gestalt. Frau Schröder-Kaminsky lieb der Magdalene eine humorvolle, freundliche Erscheinung. — Eine Meilenleistung vollbrachte Herr Prof. Mannsiedt, der trotz seiner vorausgegangenen anstrengenden Tätigkeit im Männergesangsverein das Werk mit bewundernswürdiger Frische dirigirte.

S. G. G.



LOKALES

* Eintrag im Handelsregister. In unser Handelsregister ist unter Nr. 66 am 24. November 1904 die Firma „Spekulationsgesellschaft Wiesbaden, Gesellschaft mit beschränkter Haftung“ mit dem Sitz zu Wiesbaden eingetragen. Das Stammkapital beträgt 88400 M. Geschäftsführer ist der Kaufmann Franz Neumann zu Biebrich. Der Gesellschaftsvertrag ist vom 8. November 1904. Der Gesellschaftsleiter unternehmer Karl Döner zu Biebrich hat in Anrechnung auf sein Stammkapital die im Anhang zum Gesellschaftsvertrag bezeichneten Pferde, Wagen, Pferdegeschirre, Schmiedeeinrichtung, Geräthe, Haferkasten und Wagnenbeden zum Anschlagspreise von 88400 M. eingebracht. Öffentliche Bekanntmachungen erfolgen nur durch den Biebrichsanzeiger. — Die Firma „A. von Sprecher u. Co., Wiesbadener Visquifabrik, Biebrich“ soll von Amts wegen gelöscht werden. Der Inhaber der Firma oder dessen Nachfolger werden aufgefordert, ihren etwaigen Widerspruch gegen die Löschung der Firma bis zum 15. März 1905 geltend zu machen.

* Verhängung der Schauläden während des Gottesdienstes. Herr Polizeipräsident von Schenk erläßt folgende Bekanntmachung: Unter den hiesigen Geschäftsinhabern ist vielfach die Ansicht verbreitet, daß während der Hauptgottesdienststunden an Sonn- und Feiertagen (9½–11½ Uhr Vormittags) nur die Schauläden, nicht aber auch die außerhalb der eigentlichen Ladenräume und sonstwie angebrachten Schaukästen zu verhängen seien. Diese Auffassung ist eine irrige. Die hier in Frage kommende Vorschrift der Polizei-Verordnung vom 23. September 1896 betreffend die äußere Heilighaltung der Sonn- und Feiertage bezieht sich allgemein, daß „die Schauläden“ während des Hauptgottesdienstes geräumt oder verhängt sein müssen. Zu den Schauläden, in der weiteren, dem Sinne obiger Verordnung entsprechenden Ausdehnung, sind aber nicht nur die Schauläden im engeren Sinne, d. h. die zum Ladenlokal gehörigen Schaukästen, sondern auch die an den Außenwänden und in anderer Weise angebrachten Schaukästen zu rechnen, eine Auslegung, die auch durch das Urtheil des höchsten Gerichtshofes in Preußen, des Kammergerichts vom 7. Juni 1900 bestätigt worden ist. In Verfolg dessen ersuche ich hierdurch die interessierten Geschäftsinhaber, die gegebene Vorschrift nach dem bezeichneten Gesichtspunkte zu beachten, bemerke jedoch, daß ich die genaue Durchführung derselben aus Billigkeitsgründen erst vom 1. Januar des nächsten Jahres ab handhaben werde.

* Fremdenfrequenz. Die Zahl der bis zum 27. November hier angemeldeten Fremden beträgt 14110 Personen, 60009 zu längerem und 84041 zu kürzerem Aufenthalt. Der Zugang der letzten Woche beläuft sich auf im Ganzen 717 Personen, 303 zu längerem und 414 zu kürzerem Aufenthalt.

* Kaiser-Panorama. Das Programm dieser Woche enthält zwei prachtvolle Serien. In Nr. 1 machen wir einen Spaziergang durch Konstantinopel und seine paradiesische Umgebung. Serie 2 führt uns in den unvergleichlich schönen Schwarzwalde, dessen herrlichste Punkte in meisterhafter Ausführung wiedergegeben sind. Malerisch gelegene Städtchen, stille Gebirgsseen mit idyllischer Umgebung, viel besuchte Bade- und Kurorte, bis zum Gipfel bewaldete Berggruppen mit Aussichtsthürmen und Denksteinen, zahlreiche Schlösser und Burgruinen auf den Höhen, sowie interessante Scenerien aus dem Volksleben geben diesem Collage ein höchst abwechslungsreiches Gepräge. Beim Anblick dieser an Naturschönheiten so überreichen Gegenden lernt man den Stolz der Badenser auf ihren Schwarzwald wohl verstehen.

Die Jugendfreunde.

„Ja“, sagte der alte Mann, „Müller war mein Jugendfreund, als wir noch Schulknaben waren, aber er ist später mein schlimmster Feind geworden. Wir saßen auf derselben Bank in der Schule, wir aßen zusammen, wir spielten zusammen, und der eine teilte immer Freud und Leid des andern.“

Als wir älter wurden, schickten die Eltern uns zusammen auf die Universität, wo unsere Freundschaft, wenn möglich, noch herzlicher wurde. Wir machten zusammen unser Examen, kamen zusammen nach Hause zurück und um die Freundschaft unserer Jugendjahre auch im späteren Leben hoch zu halten, gründeten wir gemeinschaftlich ein Geschäftsunternehmen.

Wir waren mehr als Brüder. Ueberall, wo der eine war, war auch der andere, und eines Tages, als wir zusammen in einer Abendgesellschaft waren, begegneten wir derselben jungen Dame und wir verliebten uns beide sterblich in sie.

Aber unsere Nebenbuhlerchaft tat unserer Freundschaft keinen Abbruch und eine Zeitlang konnte auch keiner von uns erkennen, wer von der jungen Dame bevorzugt wurde.

Eines Tages kam Müller in seiner alten freundschaftlichen Weise zu mir und sagte in herzlichem Tone: „Alter Junge, ich sehe ein, wenn ich Dir bei der den Rang ablaufen sollte, so würdest Du Dich tief grämen. Ich habe mich deshalb entschlossen, Dir meinen Anteil am Geschäft zu überlassen und ins Ausland zu gehen.“

Ich bemühte mich natürlich nach Kräften, ihn von seinem Entschlusse zurückzuführen, aber er bestand fest darauf und führte seinen Plan aus. Er ging nach Australien. Drei Monate später heiratete ich die junge Dame.“

„Aber weshalb ist denn Müller Ihr Feind geworden?“ fragte hier einer der Zuhörer.

„Weil er mich nicht nach Australien gehen ließ“, antwortete leidend der alte Mann, und alle verstanden ihn.

Salsaff.

Ich habe einen Posten gestrickter

reinwollener Winter-Soden

gute, dauerhafte Qualitäten

zu ausserordentlich billigen Preisen zum Verkauf gestellt, das Paar zu

65, 85, 100, 125 Pfg.

L. Schwenck, Mühlgasse 13, Strumpfwarenhaus.

992

Schlitten,

neu und gebraucht, 2- und 4-sitzig, zu verkaufen oder zu vermieten.

Tel. 809.

Kruck, Hofwagenbau.

Winterkartoffel (bad. Magnum-bonum)

liefert frostfrei Haus (Mauskartoffeln)

12 | 7

Telef. 125. J. Schaab, Grabenstr. 3.

Nur prima Waren.

Geschw. Meyer.

Reellste Prinzipien.

Unser

Weihnachts-Verkauf

mit ganz bedeutender Preisermässigung erstreckt sich auf sämtliche Artikel

unserer reich sortierten Lager in

Kleider- und Blousenstoffen,

Echarpes und Tüchern,

Unterröcken, fertiger Wäsche.

Weisswaren, baumw. Waren,

Coulten, Bett- u. Tischdecken,

Schürzen jeglicher Art.

Angesammelte Reste zu Kleidern, Blousen etc.

Langgasse 9.

enorm billig.

Langgasse 9.

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 39.

Wiesbaden, den 30. November.

XIX. Jahrgang

Arbeitskalender für den Monat Dezember

Blümlein sind schlafen gegangen,
Oede steht Wald und Feld;
Still erstirbt im warmen Belt,
Auch der Bienlein froh' Verlangen.

Es ist Winterzeit! Alle Bäume stehen kahl, blattbarr da. Eis und Schnee bedecken das Erdreich. Im Dezember soll strenge Kälte regieren, die immer noch einer nachkalten Witterung bei weitem vorzuziehen ist. Wir können den starken Frost mit Ruhe erwarten, haben wir doch alles gethan, was etwaiger verheerender Wirkung vorzubeugen vermöchte. Die Witterung gestaltet meist im Dezember ein ausgeglichenes Arbeiten auf dem Felde nicht mehr. So lange aber das Land noch offen ist, werden die vom November rückständigen Arbeiten fortgesetzt, besonders also das Stürzen der Stoppeln und die Vorbereitung des Feldes zur Frühjahrspflanzung. Das Düngen, Jauchen der Felder und Wiesen mit Stalldünger und Kunstdünger kann bei schlechtem Wetter und offenem Boden noch vorgenommen werden. Bei Kleeefeldern und Wiesen ist es besser, wenn der Frost dieselben etwas trockener gemacht hat, damit die Nachputzen nicht zuhause bleiben. Stickstoffdünger, wie Chilisalpeter, schwefelsaures Ammoniak u. s. w., gibt man jetzt nicht mehr. Sie wären nutzlos hinausgeworfen, weil sie ja nicht mehr auf das Wachsthum hinwirken können, sondern im Boden verloren gehen; ebenso ist es mit Superphosphat, welches unlösliche Verbindungen eingeht. Für Thomasmehl, Kainit, Carnallit, Mergel und Kalk gibt es keine Beschränkung, diese können den ganzen Winter angewendet werden, so lange der Boden das Unterbringen gestattet oder Wiesen noch offen sind. Die Wassergräben der Felder, Wiesen und Wege müssen ausgehoben und schlechte Wege ausgebessert werden.

Von sonstigen Arbeiten erfordern besonders die auf Scheune und Schüttboden die Aufmerksamkeit des Landwirthes in erhöhtem Grade.

Der Getreidebruch wird nun eifrig fortgesetzt, denn der Verlust an Körnern durch Mäuse ist bei längerem Lager in Garben ein ganz beträchtlicher. Bei kaltem Wetter lassen sich auch die Kleeamkolben gut ausdrehen; auch die übrigen Samen, welche sich noch in den Hülsen befinden, sind auszudrehen.

Der Obstbau züchtet sich jetzt ebenfalls beileben, alle noch rückständigen Arbeiten zur Vollendung zu bringen. Der Winterschnitt an Hochstämmen, Formobst und Beerensträuchern kann fortgesetzt werden, so lange als die Zweige nicht gefroren sind. Dazu gehört gründliches Reinigen junger und alter Baumformen von überflüssigem Holz, dürrender Rinde, Thier- und Pflanzenschmarozern. Alle Abfälle sind sofort zu verbrennen. Nach dem Schnitt sind die Bäume, soweit dies nicht bereits geschehen, mit einem Kalkstrich zu versehen. Baumlöcher für die Frühjahrspflanzung sind thunlichst jetzt schon auszuwerfen.

Gemüsegarten. Die Arbeiten des Gemüsegartens sind bereits schon im November zu Ende geführt worden. Wo nicht noch gewisse Flächen rigolt werden müssen, gibt es nichts mehr zu thun. Dagegen ist in den Ueberwinterungskellern bei den Gemüsen und in den Gruben fleißig nachzugehen: faule Blätter wegwerfen und man nimmt angegangene Gemüse zuerst zum Verbrauch. Das Hüften bei trockenem Wetter ist höchst nothwendig, auch bei den in Kisten überwinterten Gemüsepflanzen. Mit dem Gießen hört man im Kasten ganz auf. Es schadet mehr als es nützt. Bei günstiger Witterung kann Ende des Monats schon der erste Kasten für Salat und Radieschen angelegt werden. Man warte aber lieber bis nach Dreikönig, denn gewöhnlich nützt es noch wenig so frühzeitig anzufangen.

Blumengarten. Ist der Boden noch offen, so können Gehölzgruppen umgegraben werden, auch kann man rigolen, da wo etwa Neuanlagen zu machen sind oder müder Boden zu kräftigen ist. Ziergehölze, Schlingpflanzen und Coniferen, welche Roth leiden könnten, werden mit Laub, Stroh oder Tannenzweigen bedeckt, auch können bei gelindem Wetter immer noch Gehölze verpflanzt werden. An Zimmerpflanzen gibt es viel auszuwählen; diejenigen, die in wärmerem Raum stehen, werden häufig im Winter zu trocken gehalten; so leiden die Dracaenen, Palmen, Erica, Azaleen meist durch Trockenheit der Erde in den Wohnräumen. Jedes Gießen muß ausgiebig, durchdringend sein. In Mistbeetkästen können Mäuse großen Schaden thun; man stelle Rausfallen und lege Gift. Gegen Ende des Monats darf man Blumenzwiebeln zum Treiben einstellen, dieselben bedürfen viel warmes Wasser, warmen und hellen Standort. Blühende Pflanzen stelle man in kalte Zimmer, sie halten dort viel länger als in warmen. Welke Pflanzen oder abgeschnittene Blumen werden wieder stroh, wenn man dem Wasser, in das man sie stellt, etwas Kampfer beimischt; ferner halten abgeschnittene Blumen sich länger frisch, wenn man in die Vase eine Messerspitze Chilisalpeter thut. Man vergesse jetzt auch unsere geliebten Freunde im Garten nicht, richte Futterplätze her, welche vor Regen und Raubvögeln geschützt sind, und streue hierin Körner, Getreide, Fleischabfälle, Knochen, Lichterstücke und dergleichen.

Der Viehzüchter halte jetzt seine Ställe entsprechend warm und sorge für regelmäßige Lüftung, damit ein Verschlagen von Wänden und Decke nach Möglichkeit verhindert werde. Die Mast der hierzu bestimmten Thiere ist fortzusetzen und der Mastfortschritt durch Wägungen zu kontrollieren. Unter dem Zugvieh sind alte und überzählige Thiere auszumergen und eine billige Ernährung der zu durchwinterten Thiere anzustreben. Zum Ernähren der Kühe nach dem Juge ist jetzt die beste Zeit. Kühe und Schafe können zugelassen werden.

Geflügelzucht. Dieser Monat ist wie der nächstfolgende wohl der härteste für das Geflügel. Der Eierertrag ist gering. Gockins setzen bei einigermaßen warmen Stallungen auch in diesem Monat nicht mit dem Legen aus. Morgens muß dem Geflügel warmes Weichfutter und den Tag über gewärmtes Trunkwasser gereicht werden. Herrscht keine strenge Kälte und sind die Stallungen einigermaßen warm und die sonstige Pflege entsprechend, so fangen in diesem Monat oft schon Minorfas, Italiener und Doudans an zu legen. Hühnerbutter-Lenten beginnen auch oft schon am Ende dieses Monats zu legen. Die Eier stehen jetzt am höchsten im Preise.

Bienenzucht. In diesem Monat ist die Lebensfähigkeit der Bienen am weitesten herabgesunken; deshalb ist jede Beunruhigung der Stöcke zu vermeiden. An den gefährlichsten Ruhe-

stören gehören die auf die Fluglöcher fallenden Sonnenstrahlen. Dieselben verleiten die Bienen nicht selten, auch bei niedriger Temperatur, sogar bei Schnee, einen Ausflug zu versuchen, bei welchem leider viele ums Leben kommen. Noch verderblicher sind kalte Nord- und Ostwinde, wenn sie direkt auf die Fluglöcher stoßen. Freistehende Stöcke schützt man durch ein an den Seiten offenes Kästchen, welches man vor den Fluglöchern anbringt.

Schließlich richte man seine Aufmerksamkeit auf bienenfeindliche Thiere, wie Mäuse, Spechte und Meisen. Die letzteren verzehren zunächst nur todt Bienen, welche sie auf dem Stande aufliegen; später positionieren sie sich auf den Flugbrettern und picken die im Flugloch umhertrabenden Bienen weg, um darauf ihre Beute auf dem nächsten Baume zu verzehren. Durch ein weitmündiges Netz, das man vor den Fluglöchern ausspannt, wird den kleinen Vordemäulern das Handwerk gelegt. Auch ein ausgestopfter Raubvogel, den man auf einem Baume oder Pfahle befestigt, soll die bienenfeindlichen Vögel verschrecken. Die Mäuse, welche sich auf dem Bienenstande eingenistet haben, beseitigen mit ihren Zähnen die Fluglöcher so lange, bis sie sich hindurchzwängen können, worauf sie sich im Innern des Stöckes häuslich einrichten. Am besten schützt man sich durch nicht zu hohe Blechschieber vor diesen unliebsamen Gästen. Uebrigens ist es sehr ratsam, während des Winters eine Falle im Bienenhaufe aufzustellen.

Landwirthschaft.

Die Bewässerung der Wiesen im Herbst. Ein sehr wichtiges Verbesserungsmittel der Wiesen ist die Bewässerung, denn das Wasser befruchtet den Boden gar sehr durch die in demselben aufgelösten und schwebenden Pflanzennährstoffe. Weiterhin kommt aber noch in Betracht, daß das Wasser auf die Mineralstoffe lösend wirkt und schädliche Thiere, wie Mäuse und Engerlinge, vertreibt und vertilgt. Gerade nun im Herbst besitzt das meiste Wasser die stärkste Kraft, weil es aus den frisch gedüngten und umgepflügten Feldern, aus den Dörfern und Gehöften eine Menge Dungstoffe mit sich führt. Falls die Wiese eine volle, dicke Narbe trägt, ist der Rasen also fest geschlossen, so wässere man denselben nach Abschluß der Herbstweide oder etwa von Mitte Oktober ab etwa drei Tage hintereinander und setze dann, damit der Boden wieder etwas abtrocknet und durchläßt wird, bei trockener Witterung 24 Stunden, bei nassem Wetter dagegen doppelt so lange die Bewässerung aus. Je trockener der Herbst ist, um so stärker und nachhaltiger muß die Bewässerung sein. Bei gutem Kieselwasser setze man die Bewässerung so lange fort, bis die Rasennarbe eine braune oder schwarzgraue Färbung angenommen hat. Wenn dieser Zustand eingetreten, was in der Regel nach drei bis vier Wochen der Fall ist, so wird die Hauptbewässerung abgeschlossen. Hierauf wird nur noch zwei Tage nacheinander bewässert, worauf wieder ein oder zwei Ruhetage folgen. Ist jedoch die Rasennarbe wenig geschlossen, oder besteht der Wiesengrund aus lockerem Sandboden, so wässere man so fort wie in den ersten drei bis vier Wochen. Schnee ohne Frost hat die Bewässerung nicht zu stören. Falls aber ein stärkerer Frost eintritt, so muß mit der Bewässerung eingehalten werden, wenn man nicht etwa die Zerstörung des Moores überhaupt bezweckt. Das Moos verträgt eine andauernde Winterbewässerung nicht und geht bei solcher stets zu Grunde. In den Uebergangszeiten vom Herbst zum Winter und umgekehrt vom Winter zum Frühjahr ist es meistens am besten, wenn man nur des Nachts bewässert und an wärmeren Tagen die Wiesen trocken legt.

Weinbau und Kellerwirthschaft.

Reinreben werden jetzt geschnitten, wenn möglich umgelegt und in rauhen Gegenden vor Eintritt strenger Kälte eingebunden. Pfirsich- und Aprikosenspaliers schützt man vor hartem Winterfrost durch Vorhängen mit Fichtenzweigen. Von Beerensträuchern werden Stecklinge fürs freie Land geschnitten und bundweise an einem geschützten Ort eingeschlagen.

Der Neuanlage der Rebelder muß eine Vorbereitung des Bodens vorausgegangen sein, weil dadurch das Fortkommen und Gedeihen der Rebelder wesentlich bedingt wird.

Schutz der Keller gegen den Winterfrost. Reinlicher und entfeuchter wirksamer als das gewöhnliche Verfahren, durch Anhäufung von Erde oder Mist an den Mauern den Frost aus dem Keller fernzuhalten, ist die Einfügung eines zweiten Rahmens in die Fenster und die Anbringung eines Bretterverchlages mit einem Luftraum zwischen demselben und der Wand. Das Doppelständer hängt in Scharnieren, sodaß dasselbe bei milder Witterung aufgehoben und an der Decke des Kellers angehängt werden kann; auch im Sommer ist ein derartiges Doppelständer von Nutzen, da es die Hitze ebenso abhält, wie im Winter die Kälte. Am die Fenster Rahmen herum müssen alle Oeffnungen innen und außen dicht mit Mörtel verstrichen werden. Der Bretterver Schlag wird in der Weise hergestellt, daß man, nachdem in den Mauern gleichfalls alle Ritze und Fugen mit Mörtel verstrichen worden sind, zunächst Leisten an die Wand und dann über diese die Bretter nagelt. Ueber die Fügungstellen der Bretter werden schließlich noch Leisten genagelt.

Sehr herbe Weine, welche zu viel Gerbstoff enthalten, können durch Schöpfung mit Gelatine bedeutend verbessert werden, indem dadurch ein Theil des Gerbstoffes entfernt wird.

Trüber Obstwein. Will sich Obstwein nicht klären, so liegt die Ursache meistens darin, daß ein Theil des Obstes überreife gewesen, oder daß die Gärung bei zu niedriger Temperatur stattgefunden hat. Auch Unterbrechung der Gärung oder Nachgärung, hervorgerufen durch plötzlichen Temperaturwechsel, wie er in den Monaten Februar und März oft vorkommt, kann schuld sein. Um hier zu helfen, setzt man dem Most pro Hektoliter ca. 250 bis 500 Gramm Jucker zu, welchen man vorher in bis zu 15 Grad erwärmtem Wasser gelöst hat und sucht die Kellertemperatur ebenfalls auf 15 Grad Celsius zu bringen. Die Gärung beginnt von neuem und der Most wird sich klären, nur darf man natürlich mit dieser Operation nicht warten, bis er sauer geworden ist. Nach erfolgter Klärung soll der Abstich vorgenommen werden.

Obst- und Gartenbau.

Buchenlaub. Wo es sich um ein möglichst trocken haltendes Deckmaterial für Pflanzen im Winter handelt, da ist Buchenlaub (Roßbuche) anzupfehlen. Auch Eichenlaub hält sich gut trocken, geht nicht so schnell in Fäulnis über.

Nahle Froste. Nichts ist vielen Gartengewächsen schädlicher, als Frost bei mangelnder Schneedecke. Der Frost lodert und hebt die Pflanzen aus der Erde und Luft und Sonnenschein lassen sie vertrocknen. Um sie vor dem Untergang zu retten, muß man die vom Frost gehobenen Pflanzen mit ihren Wurzeln sofort in die Erde drücken und dann auch noch etwas ganz alten verrotteten Mist, Laub oder auch nur gewöhnliche Gartenerde um die Pflanzen herum streuen. Dergleichen Maßnahmen empfiehlt sich insbesondere bei Winterkohl, im Freien überwinterten jungen Kraut- und Wurmpflanzen und im Herbst gepflanzten Staudengewächsen.

Das Faulen der Spargelzwiebeln beim Treiben zu verhüten. Zu diesem Behufe wird folgendes einfache Verfahren angegeben: Bevor man die Zwiebeln legt, reibt man dieselben vorsichtig mit einer Serviette ab und legt sie acht Stunden lang in Salzwasser (auf ein Liter Wasser ein halbes Pfund Salz); doch muß man nach diesem Experiment die Zwiebeln an Sonnen- oder gelinder Feuerwärme vorsichtig trocknen.

Manche Blumen, z. B. Rosen, Veilchen, Camilien etc. können eine hohe Temperatur nicht vertragen und gehen gar oft den Winter über in dem warmen Zimmer zu Grunde. Man muß sie deshalb in einem Zimmer aufbewahren, das neben reichlichem Lichte nur eine Temperatur von 8–10 Grad hat.

Die beste Ueberwinterungsart für Georginenknollen ist ein guter Keller. Ist ein solcher feucht, so müssen die Knollen von Zeit zu Zeit vorübergehend in ein warmes, trockenes Zimmer zum Abtrocknen gebracht werden.

Dämpfigkeit der Pferde
(a. Aron, Hufen, Hartschnaufen)
heilbar.
Erfolg überraschend.
Auskunft umsonst. 168
Zahlreiche Anerkennungen
A. Ripp-Dresden-A 25

Größeres Vereinslokal
mit Klavier
für einige Abende frei. 8397
Zum „Blücher“
Blücherstr. 6.

Rheinisch-Westf. Handels- und Schreib-Lehr-Anstalt,
Wiesbaden, Rheinstraße 103.

Gründliche Ausbildung für den kaufmännischen Beruf.
3-, 4- und 6-Monats-Kurse. Einzelne Lehrfächer.
Kostenlos Stellenausschreibung.
Prospekte gratis und franko. 6397

F. Lichtenstein, Dentist
Famulusstrasse 34.
Sprechst. 2–6, 9–12.
Schonende Behandlung. Mäßige Preise.

Beleuchtungskörper

für elektrisches Licht.
Lüster, Lampen, Wandarmen, Stehlampen sind zu außergewöhnlich billigen Preisen
sofort zu verkaufen.
Nur kurze Zeit!
Ruhes: Jahrsr. 46 Part. 773

Kohlen

der besten Ruhrgegenden, sowie deutschen und belgischen Anthracith und alle Brennmaterialien in nur bester Aufbereitung liefert prompt 9370

M. Cramer,

Feldstrasse 18. Friedrichstrasse 13.
Telefon 2345. Telefon 2867.

Gasthaus „Zu den drei Kronen“
Fritz Mack, Kirchgasse 23.
Nehme von heute an in Zapf: 449
Prima selbstgekelterten
Apfelwein Pfg.
per Schopp

Truggold.

Skizze von Johanna Junl.

(Nachdruck verboten.)

„Mammi, liebe, süße Mammi, erzähl mir doch wieder eine Geschichte, bitte, bitte, bitte,“ so schmeichelte der kleine, blondblonde Junge, der am Arm einer großen, schlanken, in tiefe Trauer gehüllten Frau durch die Gassen ging.

Es war im Januar und dichter Schnee lag auf Wegen und Stegen des stillen Vorortes. Und über das Gesicht der jungen Frau, die in ernstes Stöhnen verloren schien, glühte ein Strahl tiefer Barmherzigkeit, als sie sich zu dem garten Knaben herabbeugte und ihm das Märchen von „der Rapunzel“ erzählte. Und der Knabe lauschte mit angehaltenem Atem, wie Rapunzel ihre dichten Haare sticht, und wie der Prinz daran hinaufstieg zu ihr. Und voll Freude klatschte er in die Hände, als das schöne Mädchen des Prinzen Frau wird und die böse Stiefmutter ihre Strafe bekommt.

„So, Hellmut, nun geh' und laß Mammi ein bißchen in Ruhe.“

Und gehorsam lief der Kleine den Weg entlang, und die Schneeflocken, die jetzt dicht und dichter fielen, lösten mit dem lieblichen Menschenkind, das sie in tollem Übermut zu fangen suchte. Und sie flogen zur Mutter hin, und woben einen leichten Schleier um sie, und kühlten ihre heiße Stirn. Aber die blonde Frau achtete ihrer nicht; ihre Gedanken eilten zurück in die Zeit, als sie noch ein junges Mädchen gewesen! Wie lange her, wie unendlich lange her schien ihr ihre Jugendzeit, und doch war sie erst in dem Anfang der dreißiger Jahre, und ihre Gestalt hatte noch nichts von jugendlicher Frische eingebüßt. Sie seufzte tief! Daß sie sich auch jetzt immer an ihre Frühlingzeit erinnern mußte! Da kamen sie hervorgerauscht, als die Schatten der Vergangenheit; da träumte sie ihn noch einmal, den Traum ihrer ersten Liebe! Schwarze, sinnende Augen waren es, die sie damals umleuchteten, erst in ernstem Werden und dann in strahlendem Glück. Aber das Glück war bald von ihr gewichen, trotz Schwur und Ring, denn er, dem diese Augen angehörten, war ein leichter, flüchtiger Gefelle, ein echtes Weltkind, und sie, sie lebte in streng frommer Familie. Sie fühlte, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten. Ihr Elternhaus! Hat sie denn je eins gehabt bei der streng puritanischen Mutter und dem so willensschwachen Vater? War denn nicht alles, woran ein junges Menschenkind Freude finden kann, aus diesem Hause verbannt worden, durch die düsteren Schatten der Strenggläubigkeit? Aber mit einem Male waren dann jene Augen aufgetaucht, jene Augen, die eine Welt von Glück für sie bargen. Und ihr Herz hatte ihnen zugejubelt und ihre junge Barmherzigkeit ihnen umspinnen. Aber wie bald war das tolle Band gerissen worden; harte, feste Hände hatten eingegriffen, und er, der Mann, hatte nicht den Mut gehabt, sein Lieb heimlich zum Glück hinaufzureiten!

Und die Zeit schwand; ihre Plütsche rauschten leise über den ersten Schmerz, und wieder kam das Leben und bot ihr Ersatz. Sie lächelte wehmütig in Gedanken! Noch steht es klar vor ihrem inneren Auge, der Abend, an dem sie — bei der Geburtstagsfeier eines bekannten Geistlichen — ihn, ihren Mann, kennen lernte! Nichts von dem wilden Feuer jener schwarzen Augen brannte auf sie nieder; in hellem, reinem Mann, milde und ruhig blickten diese sie an, ernst und ... Als sprach der war ein Jahrzehnt ältere, große, stattliche Mann zu ihr. Liebe, gute Worte waren es, die von Christus vor dem Weibe zeugten, und die ihr wohlthaten ins innerste Herz. Und die Wunde, die sich schon zusammengezogen, sie vernarbte ganz unter dem tadelnden Balsam, den die feste, treue Liebe ihres Richard um sie legte. Und als sie abermals zu Hause auf Widerstand stoßen sollte, da rang sie mütig mit den Eltern und erkämpfte sich ihr Glück. Sie wurde Richard Selchows Frau. Ein ruhiges Glück, in dem's nichts von Sturm und Gewitter gab, und das sie stille werden ließ und wunschlos machte. War doch ihr Gatte in auskömmlicher Beamtenstellung und die rauhe Sorge des Lebens ihr erspart. Wie hatte sie dann ausgejubelt, als nach langen, langen Jahren ihr ein Kind geboren worden war! Mit welcher sorgender Liebe umgibt sie nicht Klein-Hellmut, merkt sie alles, was der kleinen Knospe am Gedeihen hinderlich sein könnte, denn dort war das Kind, wie meist alle Spätgeborenen. — Der

und immer schaute sie in die Zukunft, fest geküßt auf ihre Pflicht.

Und dann mit einem Male war's ihr geschehen, das Unglaubliche, Unfassbare!

Es war in einem kleinen Restaurant des Vorortes, dem „Entenpfuhl“. Sie ging öfter mit ihrem Manne dorthin, um Zeitungen zu lesen. Auch an dem Abend. Und da fühlte sie mit einem Male, daß sie angesehen wurde, intensiv und lange. Brennend stieg's ihr in die Wangen; sie hob den Blick und traf gegenüber auf tiefblaue, schwarze Augen, in denen es glühte und loderte. Augen, die wie hypnotisierend auf sie wirkten, und die sich an ihr festzusaugen schienen und sie nicht losließen. Und sie fuhr mit der Hand über ihr Gesicht, um den Mann zu brechen. Ihrem Manne war ihre Bewegung nicht entgangen, ihrem Blicke folgend, bemerkte er: „Weißt, Luise, der Herr drüben erinnert an Deine Jugendliebe, das sind genau dieselben lodern, schwarze Augen.“

Luise errödete und mühte sich, das Gespräch in andere Bahnen zu lenken. Aber mit jenem Abend lag's auf ihr wie ein Bann. Die dunklen Augen ließen sie nicht mehr los im Wachen und im Traume; sie fühlte, wie all ihr Denken nur jenen Fremden umhob. Ein junger Mann war er, fest und unbändig verlangend nach allem greifend, was ihm schön und begehrenswert erschien. Ernst Ehlers hieß er, und das Schicksal führte ihm bald Frau Luise in den Weg.

Wenige Straßen hat der Vorort und gering ist die Gelegenheit zum Ausweichen, wenn das Verlangen die Wege umstellt. Jung-Hellmut war's, der die Bekanntschaft der beiden vermittelte, als er, dem Windspiel des Males nachlaufend, der Mutter entran.

„Gnädige Frau, ich bringe Ihnen den Ausreißer; lassen Sie Gnade walten, und geben Sie mir Ihre Hand als Dank.“ Und led hatte er ihre Hand ergriffen und, sie mit seinen dunklen Augen verlangend ansehend, einen Kuß darauf gedrückt. Heiß durchglühte es Frau Luise, und ohne ein Wort zu erwidern, eilte sie, Klein-Hellmut an der Hand, davon. Aber Leidenschaft und Begehrlichkeit zogen ein starkes Netz um sie, und dichter wurden die Mägen. Sie fühlte es über sich kommen wie Sturmesbrausen, und wilde Sehnsucht erfaßte sie nach dem Fremden, sie am Denken und Arbeiten hindern; gleich festen Klammern umschloßen sie die schwarzen Augen, sengend bohrten sie sich ein in ihr Herz. Sie schloß auf; ihr Wollen ist schwach geworden; sie steht in dem unheimlichen Bann des Males. Schon ringt sie mit sich, alles ehrlich ihrem vertrauten Manne zu gestehen, den Worten des Males Gehör zu geben und sich frei zu machen für das Glück, das große, unermessliche, von dem jedes Menschenkind einmal im Leben träumt, und von dem es doch so wahr im Märchen heißt: „Uns alle hat's einmal betrogen, uns alle hat's einmal betrogen, das sonnenne Märchen vom Glück.“ Und wie sie sich noch geräuselt in Gedanken, da kommt das Schicksal und gibt ihr Antwort. Ihren Richard, der sie in seiner Art über alles liebte, bringt man ihr tot ins Haus. Frühmorgens, in gewohnter Pünktlichkeit, sitzt er in sein Bureau, erledigt seine Arbeit. Aber plötzlich lauern die Feinde des Lebens in allen Ecken und Winkeln, und unüberhörliche, pflichtvergessene Menschen dienen ihnen zum Werkzeug. Nachlässig hatte ein Arbeiter in der Mittagspause eine elektrische Laterne, dicht am Bahnhofsausgang, befestigt; der leichte Draht reißt von ihrer Schwere; Richard Selchow, der gerade vorübergeht, fühlt einen schweren, dampfenden Druck am Kopf und stürzt hin. Einige Tage darauf trägt Frau Luise Wittentrauer. — Von allen Seiten kommen Kondolenzbeweise. Ernst Ehlers ist einer der letzten, der vorgelassen wird. Wortlos steht er ihr gegenüber, der Tod, der eifige Gefelle, hat eine feste Schranke gezogen. „Gnädige Frau, ich bedaure Sie tief; das Unglück hat seine schweren Plütsche über Sie gebreitet. Die Zeit wird den Schmerz heilen, den sie geschaffen. Ich gehe auf ein Jahr nach Italien; darf ich Sie dann wieder aufsuchen?“ —

Luise nickt still, dann ist sie allein. Und morgen, morgen ist nun der Jahrestag, an dem Richard zur ewigen Ruhe gebettet wurde; dann noch drei Tage und Ernst kommt!

„Komm, Hellmut, wir müssen nach Hause.“ Und langsam gehen sie durch die stillen Straßen nach ihrem Heim. Frau Luise bringt Klein-Hellmut zu Bett, dann setzt sie

sich vor den Kamin, aber die Gedanken lassen sich nicht bannen. —

Erst kommt! Ihr Ernst, wie sie ihn in Gedanken immer nennt. Wie sie schon den Namen liebt! Wie sie nur an den Namen zu denken braucht und die kurze Spannszeit, in der sie in die tiefen, dunklen Augen geschaut, steigt vor ihr auf.

Da klopft's, und ehe jemand öffnet, weiß sie, daß es es ist, der ungestüm — vor der Zeit — kommt.

Doch jetzt im Augenblick kann sie ihn nicht sehen, sie muß einige Minuten allein sein mit sich, ehe sie über ihr Leben entscheidet.

„Anna, führen Sie den Herrn in das Wohnzimmer, ich komme gleich.“

Und leisen Schrittes — eben hat Ernst das Wohnzimmer betreten — will sie über den Korridor in ihr Schlafzimmer.

Doch da hat sich auch schon der Zufall, der ständige Gefelle, an ihre Person geheset. Aber nicht glückbringend und freundlich sind seine Züge, nein, tödlich blickt's ihm aus den Augen. Er zwingt Frau Luises Blick auf den Boden, da, wo dicht bei dem Kleiderriegel eine rote Zuchtblasfalte liegt. Sie mag beim klugen Ausziehen wohl aus dem Mantel gefallen sein. Und Luise blickt sich, sie aufzuheben. Aber der Zufall steht neben ihr, öffnet den Verschluss, und ein Bild flattert zur Erde.

Sie nimmt es in die Hand und tritt in ihr Schlafzimmer. Doch hat sie keinen Blick auf die Photographie geworfen, aber warum wird ihr mit einem Male so bang, warum schlägt ihr Herz zum Herspringen? Ist's denn eine Inbiskretion, wenn sie es ansieht? Nein, sie wirkt's wieder hineintun in die Tasche und ihm dann geben. Sie geht ans Fenster, und die letzten Strahlen der Winter Sonne zeigen ihr ein schönes Frauenantlitz, mit verlangendem, sinnlichem Blick. Mechanisch dreht sie das Bild um. „Meinem einzigen Ernst in ewiger Liebe.“ Darunter das Datum der vorigen Woche.

Sie fährt mit der Hand über's Gesicht, wie um eine häßliche Vision zu verschleuen; fest schließt sie die Augen und beißt die Zähne aufeinander. Sie fühlte, wie es brennend heiß in ihr aufsteigt, und ein Zittern über sie kommt. Einen Moment droht sie umzukippen, sie umklammert den Fensterriegel und preßt ihr Gesicht an die Scheiben. Aber mit der Kraft, die nur starken Naturen eigen ist, zwingt sie die Tränen hinab. Und der Stolz, der höchste Bundesgenosse des Weibes, ist still neben sie getreten und stützt sie. Ein wenig bleicher als sonst, tritt sie zu Ernst in das Zimmer. Er eilt ihr entgegen.

„Luise, hier bin ich, ich komme, mit mein Glück zu holen!“

Er breitet seine Arme aus und reißt sie an sein Herz. Einen Augenblick ruht sie daran, dann macht sie sich los. Sie sieht ihm in die Augen. In die dunklen, tief schwarzen Augen, mit ihrem wilden Feuer, in die begehrenden Augen, unter die die Zeit ihre Spuren von genossenem Glück und Leidenschaft gemalt hat.

Eifig fast überreißt sie's. Der Zauber ist gebrochen, sie fühlte, daß jenes Glück, welches Ernst ihr bieten kann, gleich Schaum zerrinnen wird, wenn ihre Schönheit dahin, seine Leidenschaft erloschen, wenn sie gesättigt. Ihre Liebe ist tot, aber das Mitleid wälzt auf in ihr; sie will dem Manne die Verschämung vor dem Weibe ersparen.

Und Ernst Ehlers? Sprachlos steht er da. Ist das jenes Weib, nach dem er sich so gesehnt hat, jenes Weib, welches er mit einem Blick zu lenken glaubte? Rast und streng steht sie vor ihm; er fühlte, seine Macht ist hier zu Ende! Er neigt den Kopf und geht. — Frau Luise sieht ihm nach. Träne um Träne entringt sich ihren Augen, sie weiß, er kommt nicht wieder. Sie weiß auch, daß es jetzt verlorene Gütlichkeit ist, die ihn trauisch macht, und daß er sich wiederfinden wird in kurzer Zeit. Er, der am Weibe krank, wird auch wieder am Weibe gesunden! Aber sie? —

Sie weiß, daß sie heute ihre Jugend zu Grabe getragen hat, daß im Leben ihr Herz nicht mehr schneller in Liebe schlagen wird. Vorbei für immer — Liebe — Glück! Ihr Blick ruht auf Klein-Hellmuts Bild, sie lächelt wehmütig, nein, nicht vorbei! Weibst ihr doch jene Liebe, die die gesegnetste auf der Welt ist, weil sie nie fordert, sondern willig gibt — die Mutterliebe!

Seiden- und Modewarenhaus

Langgasse 31

Emil Süß,

Langgasse 31.

Wegen baldigen Umzugs:

Großer Ausverkauf

sämtlicher Seiden-, Sammet- und Modewaren.

Seidenstoffe per Meter schon von 50 Pfg. an.

Alle Neuheiten sind auf Lager.

Vom 1. Januar 1905 ab befindet sich mein Geschäft im „Hotel Continental“, Langgasse.



Nr. 280.

Mittwoch, den 30. November 1904.

19. Jahrgang

Edda Geerborg.

Roman von B. Riedel-Ahrens.

Nachdruck verboten.

I.

Durch die hohen Fenster des von der Villa aus in den Garten hineingebauten Ateliers leuchtet der blaue Himmel eines klaren Nachmittags zu Ende Februar; das Licht fällt weich auf die in tiefrothem Farbenton gehaltenen Teppiche und Portieren, auf die großblättrigen Palmen in den Nischen und geleitet sanft über die hier und dort angebrachten Marmorgruppen, die Werke des Künstlers, der lässig in einem Divan gelehnt seinen wechselnden Gedanken nachhängt.

Die letzte Arbeit, welche seinem Ruhm neue Lorbeeren bringen wird, ist an das Ausstellungs-Komitee in Rom abgesandt und nun arbeitet die schaffensfreudige Phantasie des einsamen Mannes an einem neuen Entwurf, dessen Umrisse noch unbestimmt vor seinem geistigen Auge stehen.

Plötzlich zieht über sein brünettes Antlitz ein ausdrucksvolles Lächeln und Jürgen Haller erhebt sich, um schnell noch einen prüfenden Blick in den Pfeiler-Spiegel zu werfen, der ihm das Bild eines auffallend schönen, eleganten Mannes zurückgibt; über der hohen Stirn lockt sich das leichtgewellte Haar und die blühenden, schwarzen Augen sprechen von dem Feuer einer lebhaft begehrenden Seele. Der Künstler gehört zu jenen Bevorzugten, die überall sogleich ins Auge fallen; seine Persönlichkeit trägt den Stempel einer ebenso anziehenden als imponirenden Vornehmheit, mit einem leisen Zug energieloser Verträumtheit, die der starke dunkle Schnurrbart nicht zu verwischen vermag und die ihm eine so weitgehende Macht über die Frauenherzen gibt. Dann öffnet er zuvorkommend die in den Garten führende Thür, wo soeben eine junge Dame sichtbar geworden.

„Guten Tag, Herr Haller, wie geht es Dina heute? Hoffentlich besser! Ich habe mir erlaubt, ihr diese Weilschen mitzubringen, der erste Gruß des Frühlings, den ich auf meinem Wege hierher schon in der warmen, stillen Luft spürte!“

Es war ein schlankes, blondes Mädchen, auf deren schlichten Erscheinung ein Hauch von Würde und Selbstbewußtsein lag; aus den ehrlichen grauen Augen leuchtete beim Sprechen zuweilen ein hellerer Glanz und dann erschien in diesen seltenen Fällen um den Mund ein einnehmendes Lächeln, das man festhalten möchte und nicht vergißt.

Jürgen Haller verbeugte sich mit scherzender Ehrerbietung. „Gestattet Sie, Fräulein Geerborg, daß ich Ihnen im Namen meiner Frau den herzlichsten Dank für diese duftigen Frühlingsgabe sage“, erwiderte er, während sie das Atelier betraten. „Dina wird sehr erfreut sein! Es geht ihr allerdings bedeutend besser, doch hat der Arzt ihr für heute das Verlassen des Bettes noch nicht erlaubt. Aber“, fügte er in bittend bedauerndem Tone hinzu, als Edda nach dem erhaltenen Bescheid Miene machte, sich zögernd wieder zu entfernen. „Sie wollen doch nicht schon gehen? Ich war so glücklich über Ihren Besuch und nun wollen Sie mich armen Einsamen sofort wieder des Sonnenscheins Ihrer Gegenwart berauben! Das wäre grausam, bleiben Sie wenigstens ein Weilschen, um sich das Marmorbild der „Fischerin“ anzusehen, das ich mir zurücksenden ließ.“

Der innige Ton fast mehr noch als die Worte selbst ließen Edda ein paar Sekunden zögern, die Jürgen Haller genügten, ihr Ruff und Handschuhe abzunehmen; lag doch in seiner Einladung viel Verlockendes! Hier, in dem herrlichen Atelier, an das sich nach dem Hause zu ein Wintergarten schloß, hatte sie auf dem Divan vor dem schneeigen Eisbärenfell mit Dina Haller sitzend der anregenden Unterhaltung ihres Mannes lauschend oder seiner Arbeit zusehend, so manche schöne Nachmittagsstunden verlebt; inmitten dieser Kunstgebilde voll Schönheit und Harmonie erschien die Außenwelt ihr ärmlich und fast beneidete sie die Freundin zuzeiten ein wenig, stets in der Gegenwart des begnadeten Meisters leben zu dürfen, der sicherlich das ganze Leben selbst zu einer Glorie ohnegleichen schuf.

„Die Fischerin, von der Sie öfter sprachen, möchte ich freilich gern sehen — also fünf Minuten —“

„Nun, und wenn es auch 10 werden“, unterbrach er sie warm, „ich hoffe doch, Sie betrachten diese kurze mir geschenkte Zeit nicht als eine verlorene, um so weniger, da sie ein gutes Werk damit thun.“

Sie näherten sich der mittelgroßen Statue, die auf schwarzem Sockel unter einer Lusitania-Palme stand; lange ruhten Eddas Augen bewundernd auf der kräftigen Gestalt des Mädchens, das, so lebensfroh und hoffnungsvoll, das Netzwerk mit der rechten, herabgesunkenen Hand haltend, in die Ferne auf das unsichtbare Meer schaute, voll Zuversicht und Gottvertrauen, daß der Geliebte noch vor dem vielleicht schon drohenden Wetter sich heimkehre.

„Das ist wundervoll, man möchte den Blick nicht wenden von dieser anziehenden Gestalt — wie sehr muß es Sie doch befriedigen, Herr Haller, der Welt so Kostliches zu schenken! Vor solchen Werken der Kunst kommt man sich selbst so unbedeutend und armelig vor! Oft schon, seit es mir vergönnt war, mit Dina zu verkehren, kam mir der Wunsch, auch so schaffen zu dürfen oder auf einem ähnlichen Gebiete, mein Leben ist so einformig und inhaltslos, fast möchte ich sagen: überflüssig. Aber ich glaube, den Genius eines solchen echt künstlerischen Schaffens besitzt doch immer nur der Mann, er wurde der Frau verlag.“

„Wie entzückend selbstlos es von Ihnen ist, das so offen einzugestehen“, sagte Jürgen Haller, indem er ihr blaßes Antlitz mit einem seiner Siegesblide prüfend musterte, „ich bin jedoch der Ueberzeugung, daß es ein Irrthum ist, was Sie da eben aussprachen.“

Der Künstler verteidigte nun mit berebten Worten seinen gegentheiligen Standpunkt und Edda Geerborg hörte ihm mit so viel Interesse zu, daß sie sich unwillkürlich auf den gewohnten Platz niederließ, während der Bildhauer mit etwas gesucht anmuthiger Pose, den Ellbogen auf eine Säule gestützt, vor ihr stand und fortfuhr: „Uebrigens ist im Grunde jedes weibliche Wesen eine Künstlerin, ich meine, jedes Weib versteht die Kunst des Lebens, die Kunst, aus dem eigenen widerspenstigen Material von Geist, Seele und Körper ein harmonisches Ganzes zu schaf-

fen! Und gerade Ihnen dürfte es nicht schwer, sondern leicht fallen, eine solche echte Lebenskünstlerin zu werden."

Sie schüttelte den Kopf. „Dazu fehlt mir jede Spur von Talent!"

„Im Gegentheile", antwortete er prompt. „Sollte ich Sie wirklich soviel besser kennen? So weit es mir während der vier Monate unseres Verkehrs vergönnt war, Sie kennen zu lernen, wage ich dreist zu behaupten, daß Sie eine ungewöhnlich starke und reine Seele besitzen, Fräulein Geerborg. In Ihren Augen liegt so unendlich viel; Sie erinnern mich stets an einen nordischen Frühlingstag voll weißer, reiner Blüten, voll Knospen und Erwachen aus dem Winterschlaf! Wer traurig ist, dürfte zufriedener werden nur durch das einfache Hineinschauen in Ihre wunderbaren Augen."

Edda war verwirrt geworden und empfand, daß die Unterhaltung eine unpassende Wendung genommen.

„Sie schätzen mich, Herr Haller; ich bin ein ganz gewöhnliches Mädchenkind, das obendrein noch manchen schlimmen Fehler be..."

„Verzeihung, wenn ich zu kühn war — aber das muß ich als Mann denn doch wohl ein wenig besser beurtheilen können." Er sprach mit verhaltenem Innigkeit und preßte die Rechte gegen sein Herz. „Sie ahnen natürlich nicht, wie wohl es mir thut, mich einmal offen aussprechen zu dürfen, so daß ich der Versuchung nicht zu widerstehen vermag! Glauben Sie mir, Fräulein Geerborg, oft, wenn ich von meinem Fenster aus über das rastlos wogende Meer da draußen blicke, dann wünschte ich mir Flügel, um den Fesseln zu entinnen, fort, nur fort von hier, zu Menschen, die mich verstehen, aber ach, schmerzlich mahnen diese engen Mauern mich darin, daß ich gebunden bin — für immer."

Seine Stimme war in ein vibrierendes Flüstern verhallt, auf Eddas Bügen aber zeigte sich so deutlich die tiefe Betroffenheit, daß es ihm nicht entgehen konnte.

„Täuschte ich mich denn, sollte es Ihnen wirklich entgangen sein, wie unglücklich ich mich zuweilen fühle?" fragte der Künstler.

„Ich ahnte, offen gestanden, nichts davon," antwortete Edda. „Dina ist stets so heiter in meiner Gegenwart und wenn ich Sie hin und wieder auch ernster als gewöhnlich sah, schrieb ich das dem Nachdenken des schaffenden Künstlers zu."

Jürgen Haller machte eine verneinende Bewegung.

„Das beruhte auf Täuschung; nein, es ist neben manchem anderen der Mangel an Verständnis bei meiner Frau, der mich schmerzlich berührt. Dina ist ein Weltkind, sie geht in Oberflächlichkeiten auf und besißt von dem wahren Menschen in mir keine blasse Ahnung."

„Vielleicht kommt Dina noch dahin, ein besseres Verständnis zu gewinnen", bemerkte Edda, indem sie sich erhob; das Alleinsein mit dem Manne ihrer Freundin fing an erdrückend zu werden, und der Wunsch stieg in ihr auf, sich zu entfernen. Es lag eine beklemmende Schwüle in dem stillen hellen Atelier, die das Athmen erschwerte und das Herz zu schnellerem Pochen trieb, und durch all das fremdartige Empfinden zitterte ein heimlicher Reiz, der verwirrend auf ihr bisher so klares Denken wirkte.

„Sie wollen schon fort — warum?"

„Ich muß; sie wissen zu Hause gar nicht, daß ich fortging."

Er fügte sich mit schweigender Ergebung, die seine fesselnde Männerschönheit noch um einen Hauch erhöhte, dann nahm er Eddas Hand und führte sie zum erstenmale an seine Lippen.

„Da muß ich mich denn in das Unabänderliche mit der Hoffnung fügen, Sie recht, recht bald wieder zu sehen — wollen Sie mir wenigstens das versprechen?"

„Ich komme wieder vor, um nach Dinas Befinden zu fragen — bitte, bestellen Sie ihr meine besten Grüße!"

Und fort war sie — vom Garten aus noch einen flüchtigen Blick zu den Fenstern emporwerfend, hinter deren herabgelassenen Vorhängen sie die fränke junge Frau wußte.

Dann stand Edda draußen am Strande, der sich hier in weitem Bogen um die Bucht herumzog; links lag hinter den flachen Dünenhügeln das Städtchen Soran, nach beiden Seiten seine Ausläufer in Gestalt vereinzelter Villen erstreckend, deren letzte Jürgen Haller gehörte; das in modernem Villenstile erbaute Haus war ein Erbe seiner vermögenden Frau, die ihm den stolzen Namen des Seeschlosses beigelegt. Bis zum Waldhause, wo Edda wohnte und das am entgegengesetzten Ende des Ortes hinter den neu erstehenden Parkanlagen für die Badegäste lag, hatte sie einen weiten Weg und Muße, über das Erlebte nachzudenken.

Scham und Empörung regten sich und doch auch ein Gefühl des Mitleids; weshalb durfte er, der so begabt und hinreichend liebenswürdig war, nicht glücklich sein! Was hatte sie nicht alles schon von ihm gelernt, wie manche schöne Stunde in seiner und Dinas Gesellschaft verlebte! Nun war es ihr vergönnt gewesen, einen Blick hinter die Kulissen dieser anscheinend glücklichen Ehe zu werfen, und das Gesehene erschütterte sie tief.

Die Sonne stand noch ziemlich hoch über dem Meere, das seine weißlich schäumenden Wellen träge über den Strand hinaus hob; ein kühler Wind wehte herüber und färbte Eddas Wangen mit wärmerem Roth. Sie ging langsam, nachdenklich, noch immer bewegt von einer seltsam beängstigenden Empfindung.

Da zog das Erscheinen eines noch jugendlichen Mannes in grauem Flakjacket und Wintermantel, der aus einer der auf das Ufer mündenden kleinen Sträße trat, ihre Aufmerksamkeit an; kaum ihrer ansichtig geworden, kam er näher und zog den Hut.

„Das nenne ich einen glücklichen Zufall! Wenn Sie erlauben, Fräulein Edda, schließe ich mich Ihnen an, da ich mich auf direktem Wege zum Waldhause befinde."

Sie wich dem forschenden Blicke des Mannes, der die Stellung eines Direktors der chemischen Fabrik in Soran bekleidete, geflissentlich aus; es war eine blonde, einfache Erscheinung, mit stillen grauen Augen voll ernster Ruhe unter niedrigen, fast geraden dunklen Brauen; ein kurzverschnittener Vollbart umgab das schmale Gesicht.

„Gewiß, Herr Direktor."

„Sie kommen von einem Spaziergange?" fragte er leichthin, nachdem sie eine Weile nebeneinander her gegangen.

„Nein. Ich komme vom Seeschloß."

„Natürlich, — ich hätte mir das sagen können. Ist doch seit längerer Zeit keine Woche vergangen, in der Sie nicht mehrere Male das Atelier des berühmten Künstlers mit Ihrer Gegenwart beehrten!"

Edda spürte die Bitterkeit in seinem Tone, that jedoch, als merke sie es nicht. „Meine Besuche galten Frau Haller; sie verweilt zum Theil ihrer garten Gesundheit wegen hier und langweilt sich. Doch ist das ja auch meine Sache allein."

„O — selbstverständlich. Ich würde mir auch nicht erlauben davon zu sprechen, wenn nicht seit der Freundschaft mit Hallers eine Veränderung mit Ihnen vorgegangen und Sie besonders mir gegenüber eine andere geworden wären."

„Ich wüßte nicht —"

„O doch, Sie sollten das nicht leugnen, ein so bemerkenswerther Umschwung Ihres Wesens kann wohl kaum ganz ohne Ihr Wissen vor sich gegangen sein; es zieht Sie nach dem Seeschloß und das ist im Grunde genommen ja auch kein Wunder."

„Ich weiß nicht worauf Sie hindeuten, Herr Direktor, und muß bitten, sich deutlicher zu erklären."

„Wenn Sie es befehlen, gern," entgegnete er nach einem tieferen Athemzuge anscheinend ruhig, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mir ernstlich zürnen; es ist mir überdies auch fast unmöglich, den Vorgängen länger schweigend zuzusehen. Ich halte es für meine Pflicht, Sie zu warnen, Fräulein Edda. Dieser Adonis und anbetungswürdige Meister ist nichts weiter als einer jener eifernen Herzenseroberer, wie man sie unter den Künstlern seiner Art häufig findet, ein Gemisch von Leichtsinne, Trivoltät und Oberflächlichkeit, daß diese Leute, deren Kunst nur darin besteht, dem toten Stein das Leben möglichst glaubhaft einzuhauhen, dem ersten Menschen so unheimlich erscheinen läßt."

Edda Geerborg nahm eine sehr hochmüthige und sehr kühle Miene an.

„Sie urtheilen ebenso abfällig über den Gatten meiner Freundin, als über eine Kunst, die ich großartig und bewundernswürdig finde, Herr Direktor."

„Das sind Ansichten, bei denen wir uns jetzt nicht aufhalten wollen; ich weiß, daß Sie jene Kunst bewundernswürdig finden und hätte auch nichts dagegen, wäre mir nicht seit der Gesellschaft bei Herrn von Stabenau, wo wir kürzlich alle versammelt waren, noch ein anderes klar geworden."

„Und worin bestand dieses andere?" fragte sie noch kühler und mit einem Blicke drohenden Unwillens, dem Robert Towehl jedoch mit überlegener Ruhe standhielt.

„Daß Sie über die Begeisterung für die Werke des Künstlers übersehen, daß er selbst nichts weiter ist als ein gewandter Schauspieler, der den Männern von Herz und Seele den leidenschaftlichen Blick und das überzeugende echte Wort zu stehlen versteht, — ein Ged mit der Unversitorenheit des Gottesgnadenthums, der nicht nur überall die Anbetung der Frauen lächelnd entgegennimmt, sondern auch in seinem Dünkel einer vermeintlichen Berechtigung die Hand dreist nach den verbotenen Früchten zu strecken wagt!"

„Sie vergessen wieder, Herr Direktor, stieß Edda, nur mit Mühe den auflobernden Zorn bemeisternd, hervor, daß Sie von dem Manne meiner Freundin Dina sprechen, deshalb will ich Sie nicht verstehen! Was aber den Künstler anbetrifft, so befinden Sie sich in einem bedauernswerthen Irrthum, er ist ein durch und durch hochherziger Mensch, voll der edelsten Eigenschaften, der nur seinem häuslichen Glüd und der reizenden jungen Frau lebt —"

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Wer liebt, der hat das Edelste getan:
Wenn ohne Liebe ist das Leben Wahn.

Dschami.

III

Eine verwickelte Geschichte.

Humoreske von Frik Ganker.

(Nachdruck verboten.)

In der Abenddämmerung eines lichten Frühlingstages rollte ein elegantes Coupé dem Anhalter Bahnhofe zu. Es barg zwei glückliche Menschen, ein junges Ehepaar, den Rittmeister Kurt von Brendlow und sein junges, ihm erst vor Stunden angetrautes, liebevolles Weib Liese-Lotte. Sie kamen von dem lauten Schwarm der Hochzeitsfeier im Kaiserhof und standen im Begriff, ihre Hochzeitsreise anzutreten, um die süßen Wochen des Honigmonds an den idyllischen Ufern des Vierwaldstättersees und später unter dem blauen, sonnigen Himmel des glücklichen Italiens zu verleben.

Eng aneinandergeschmiegt, träumten sie von all dem Schönen, das ihnen die Zukunft bescheren würde, und sahen glücklichen Blickes in den ersterbenden Glanz des Frühlingstages hinaus.

Arm in Arm stiegen sie die granitenen Stufen der breiten Bahnhofstreppe empor. Der Train des Schnellzuges nach Frankfurt am Main stand schon zur Abfahrt fertig in der großen Bahnhofshalle. In der alten Kaiserstadt wollten sie die erste Nacht halten. Die Zimmer im Hotel „Deutscher Hof“ waren bestellt.

Sie nahmen ihre Plätze in dem eleganten Luxuswagen ein, und Kurt von Brendlow überflog die liebliche Gestalt seines ihm gegenüberliegenden jungen Weibes mit dem stolzen Blick des glücklichen Besitzers.

„Du hast nicht eine Rose, Liese-Lotte. Es war recht unaufmerksam von mir, nicht eher daran zu denken. Aber noch habe ich Zeit, das Versäumte nachzuholen.“

Er zog seine Uhr.

Der Zug fährt erst in fünf Minuten; wenn ich mich beeile, kannst Du Deine Lieblinge noch haben. Verzeihe einen Augenblick.

Und ehe die junge Frau Einwendungen erheben konnte, doch lieber zu bleiben, ließ er schon draußen an den Fenstern vorüber, nickte ihr fröhlich lachend zu und war gleich verschwunden.

Knagelnd erwartete sie seine Rückkehr.

Mein Gott! Wenn er nun nicht zur rechten Zeit da war, dann mußte sie ja allein fahren! — Und als sie noch zögernd erwog, ob es nicht besser sei, lieber auszustiegen, um auf dem Bahnsteig zu warten, ertönte ein langer Pfiff — wie ein höhnisches Gelächter schien er ihr zu klingen — und: „Nat — rat — rat“ — sehte sich der Zug in Bewegung.

Sie saß wie gelähmt.

Sollte sie noch aussteigen? —

Ehe sie aber zu einem Entschluß kam, ging's immer schneller: Rat-tata — rat-tata — rat-tata! — Nun hatte der Train die Bahnhofshalle schon verlassen und flog an den Straßenreihen und Villen des Südens vorüber.

Und sie saß allein ohne ihren Kurt in den seidenen Polstern, und langsam tropfte eine große Träne nach der anderen aus ihren schönen, blauen Kinderaugen.

O, das war ja entsetzlich! Was sollte sie nur beginnen? Hätte er doch nicht mehr die Rosen kaufen wollen! — Als der Schaffner durch den Wagen ging, bat sie ihn um Rat.

Der Mann wußte anfänglich auch keinen. Schließlich meinte er, es wäre das Beste, auf der ersten Station, an der der Zug hielt, auszustiegen, um nach Berlin zurückzufahren.

Das würde das Vernünftigste sein. Gewiß! Sie sah das auch ein. — Dann würden sie morgen früh fahren.

Sie trocknete ihre Tränen und ergab sich geduldig in ihr Schicksal. Nach langen Stunden, die ihr wie Ewigkeiten vorübergeschlichen waren, hielt der Zug endlich.

In einer guten Stunde könne sie zurückfahren, sagte man ihr, als sie um Auskunft bat.

Das war wieder eine Ewigkeit. Aber endlich ging's nach Berlin zurück. Nun würde bald alles gut werden, tröstete sie sich, als sie wachend und hangend aus dem Fenster des Schnellzuges in die dunkle Nacht hinausjah. In einer Stunde mußte sie in Berlin sein. Dann fand sie ihren Kurt bei ihren Eltern, würde ihm seinen Kuß geben, dem Bösen, — Lieben, sondern ihn tüchtig ausschelten, daß er sie so allein in die weite Welt hatte hinausfahren lassen.

Und als sie gleich darauf wieder die Minute herbeisehnte, in der sie sich ihm unter Lachen und Weinen an die Brust werfen würde, um ihn tüchtig abzulassen, versuchte sie, sich klar zu machen, wie glücklich sie eigentlich sei. Aber bald ging alles in Scherben.

Mitten in der Nacht langte sie in Berlin an. Mit vieler Mühe beschaffte sie sich eine Droschke.

Daß auch Kurt nicht auf dem Bahnhof wartete! Aber freilich, er wußte es ja nicht, wann sie zurückkam. — Eigentlich konnte er doch aber jeden Zug abwarten! — Und wieder wollte sie ihn tüchtig ausschelten und — herzhast ablassen.

Hätte sie ihn nur erst! —

Das vornehme Haus ihrer Eltern in der Tiergartenstraße lag ganz im Dunkel, als sie vor demselben anlangte. O, da schlief wohl schon alles!

Wie konnte man so rücksichtslos sein!

Bittere Tränen quollen ihr in die Augen.

Der nach langem Schellen öffnende Diener war entsetzt, als er die junge Frau sah.

„Um Gottes willen, gnädige Frau, — was ist geschehen?“

„Ja, was denn, — wie denn — ist denn mein Mann nicht hier?“ —

„Der Herr Rittmeister?“ —

„Aber Johann, welche Frage? Sagen Sie's! Schnell, schnell! Er ist nicht hier?“ —

Und als der Alte, der die Situation nicht zu übersehen vermochte, nur das große Schlüsselschloß zwischen den Händen drehte und ihrem ängstlich fragenden Blick auswich, wußte sie nichts Besseres zu tun, als den Tränen freien Lauf zu lassen.

Die über die unerwartete Rückkehr der Tochter höchlichst verwunderten und erschrockenen Eltern beruhigten sie. — Morgen würde alles gut werden. — Das hoffte sie schließlich auch. — Müde und abgespannt schlief sie erst gegen Morgen ein. Und in ihren schweren Träumen hörte sie immer noch das einförmige: Ra-tata — ra-tata des Schnellzuges.

Kurt von Brendlow hatte in der Vorhalle des Bahnhofes wie auf Kohlen gestanden. — Er hatte sich schnell für sechs wundervolle, langstielige La France-Rosen, die Lieblingsrosen seiner Liese-Lotte, entschieden. — Aber die Verkäuferin war entsetzlich langsam gewesen. Mein Gott, ehe sie den weißen Bastfaden um die Rosen wand, vergingen ja Ewigkeiten.

„Aber ich veräume den Zug, Fräulein, schnell doch, schnell doch!“ trieb er ihre Langsamkeit an.

Was das die Verkäuferin wohl kümmerte, wenn er den Zug veräume! Sie verzog keine Miene. — Aber als sie dann auch noch nach der Schere griff, um die Stiele zu kürzen, riß er ihr den Strauß ungeduldig aus der Hand und warf ein Zehnmarkstück auf den Tisch.

Darauf könne sie nicht herausgeben, bedauerte das junge Mädchen.

Er winkte nur noch mit der Hand und stürmte davon, um, auf dem Bahnsteig angekommen, gerade noch zu sehen, wie die rote Laterne vom letzten Wagen des Schnellzuges in der Dämmerung verschwand. Der junge Ehemann sah ihr Leuchten vergehen wie ein Schemen und starrte mit wenig

undvorschriftsmäßigem Rittmeistergesicht nach der Richtung, in welcher der Zug verschwunden war.

Ein kräftiger Kasernenhoffluch, der sich auf seine eigene werthe Person bezog, löste die Entgeisterung ab. —

Die Sache begann ja allerliebste! Da fuhr nun sein ihm vor knappen drei Stunden angetrautes Weib allein in die weite Welt hinaus und er stand mit seinen La France-Rosen wie ein schmählich Verlassener auf dem Anhalter Bahnhof.

Er wünschte, daß es Rosen nur im Pfefferland oder sonstwo geben möchte, nimmer aber in Vorhallen von Bahnhöfen, damit man nicht in die Verlegenheit kommen könne, noch fünf Minuten vor Abgang des Zuges Rosen zu kaufen, um ausgerechnet sitzen zu bleiben. Am liebsten hätte er die tausendfachen La France in einem nur mühsam unterdrückten Wutanfall in tausend Stücke gerissen und mit Füßen getreten, wenn es ihm nicht zum Bewußtsein gekommen wäre, daß sie die Lieblingsblumen seiner Piese-Lotte, seiner armen, gewiß tiefunglücklichen Piese-Lotte waren.

Endlich überlegte er, was er zu tun habe. „Piese-Lotte wird natürlich bis Frankfurt durchfahren,“ kalkulierte er, „natürlich, was soll sie weiter tun. — Ich fahre mit dem nächsten Zug nach, er geht schon in einer halben Stunde. Dann bin ich nicht viel später in Frankfurt, als sie. Allerdings, sie wird weinen, viel weinen, das arme Ding, wie leid sie mir tut, aber wenn ich erst bei ihr bin, wird alles gut sein.“ —

Die Möglichkeit, daß Piese-Lotte aussteigen und nach Berlin zurückkommen könne, bedachte er gar nicht.

Ebenso wenig fiel ihm ein, die Eltern seiner jungen Frau von dem fatalen Mißgeschick zu verständigen, obwohl das doch so naheliegend war und er die nötige Zeit dazu gehabt hätte.

Ihn besetzte nur der eine Gedanke, seiner Piese-Lotte so schnell wie möglich nachzureisen. Ruhelos lag er auf dem Bahnsteig auf und ab, immer die La France-Rosen in der Hand, zog alle Augenblicke die Uhr, wetterte halblaut, daß die Zeit so schreckengleich verstrich, und atmete wie von Tantalusqualen erlöst auf, als er endlich im Zuge saß und dieser stöhnend und fauchend sich in Bewegung setzte. —

Mein Gott! Ganze zwölf Stunden! Dann war er erst in Frankfurt. Also morgen früh so etwa gegen acht Uhr!

(Fortsetzung folgt.)



Beistraster Hochmut. Ein reich gewordener Spekulant in Berlin, dessen Takt und Bildung im umgekehrten Verhältnis zu seinen Millionen standen, hatte einmal in einer Gesellschaft einen jungen Schriftsteller durch eine Bemerkung beleidigt. Dieser ließ sich nichts merken, beschloß aber, bei der ersten Gelegenheit Rache zu nehmen. Eines Tages würdigte ihn der Prok einer Unterhaltung, wobei er seine Absicht äußerte, auf seinem Tafelgeschick, den Knöpfen der Korseen seiner Diener usw. irgend eine Devise, wenn nicht ein Wappen oder dergleichen anbringen zu lassen. Hauptsächlich sei es aber seiner Gattin darum zu tun, auf ihren Briefbogen statt des bloßen Monogramms irgend ein Motto zu haben. Der junge Schriftsteller, um seinen Rat gefragt, machte dem Spekulant begreiflich, daß man der Mode huldige, lateinische Wahlsprüche, die man sich nach Belieben wählen könne, auf das Briefpapier zu setzen, daß man jedoch der Kürze wegen nur die ersten Silben der Anfangsworte dieser Devisen andeute. Er gab ihm die nötigen Instruktionen für den Lithographen und schrieb ihm drei Sätze auf, welche lauteten: „Parturiunt, montes — Vera amicitia sempiterna — Nunquam retrorsus.“ — Nach einiger Zeit sandte der Lithograph die in Gold und Farbenbrud herrlich ausgeführten Briefbogen, welche sogleich zu einem lebhaften Briefwechsel benutzt wurden. Eines Tages aber, als

die Tochter des Hauses in der Freude ihres Herzens die vornehme Papeterie aufmerkamer betrachtete, gewahrte sie zu ihrem Entsetzen, daß die in der zierlich geformten Schlinge enthaltenen Anfangsilben der drei Devisen das Wort bildeten: „Par-Vo-Nu“.



In der Kosmetik früherer Zeiten bedienten sich die Damen oft merkwürdige Mittel, die in vielen Fällen, gleich den Arzneien, aus dem Tierreiche entnommen wurden. Besonders beliebt war warme Bäder und Waschungen mit Eselinnenmilch. Schon im Altertum wurde mit Milchbädern großer Luxus getrieben. Pophäa Sabina, die Gemahlin des Kaisers Nero badete sich alle Morgen in der Milch von 50 Eselinnen, die sie stets auch auf Reisen mitzuführen pflegte. Um einen schönen Teint zu bekommen, wuschen sich die deutschen Frauen das Gesicht abends mit Eselinnenmilch, wuschen sich aber nicht ab, sondern ließen sie an Ort und Stelle trocknen werden; erst am andern Morgen wurde die getrocknete Milch mit Zitronensaft entfernt. Wer Eselinnenmilch nicht haben konnte, begnügte sich mit der Milch von Kühen oder von den damals viel zahlreicher in Deutschland gehaltenen Ziegen. Andere Waschmittel zur Erzielung zarter Haut bildeten Schlangenblut, Eidotter, und die Asche einer verbrannten Maus, mit Baumöl vermischt. Ein anderes Rezept lautete: Man nehme einen weissen Kapaun, füttere ihn 14 Tage lang mit in Ziegenmilch gequollenem Reis, erwürge ihn darauf, hacke ihn klein, und stelle daraus ein Wasser her. — Um Runzeln zu vertreiben, empfahl man Einreibungen mit Eselsfett oder Eulengehirn. Gegen Sommerprossen gab es mehrere Mittel. Man machte sich, wenn man nicht das Fett eines gefleckten Leoparden erhalten konnte, entweder eine Salbe aus Bodstalg mit Schwefel oder eine schleimige Suppe aus zerschnittenen Wegschnecken. Auch wurde Kuhmilch mit Hirschhorn oder Rehgalie angewendet. Haarpomade machte man aus Bärenfett oder Nalsschmalz, Whublut sollte krause Haare geben, Ziegen-galle zu starke Augenbrauen mindern. Zahnpulver bereite man aus Asche von einem Hasenschädel und Fenchelsamen, ein Enthaarungsmittel aus dem Mute der Fledermäuse. Ziemlich kompliziert war die Herstellung einer Lippenpomade. Man nahm dazu das Fett eines noch saugenden Zickleins, legte es 13 Tage in Rosenöl, nahm es dann heraus, breitete es auf einen Zinnteller aus, setzte es so in den warmen Sonnenschein und ließ das Fett herausbraten. Da das Rosenöl sehr wertvoll war, so ersieht man daraus, daß sich die Damen schon vor zweihundert Jahren etwas kosten ließen, wenn es galt, ihr Antlitz zu verschönern.

Auflösung des Bilderrätsels.

Karolinger.



Die gefährlichen Liebesbriefe. Frau: „Wer Wilhelm, was fällt Dir denn ein, daß Du alle unsere alten Liebesbriefe verbrennst?“

Mann: „Ich habe sie nochmals durchgelesen. Wenn sie nach meinem Tode jemandem in die Finger fielen, der mein Testament ansieht, könnte er sie vor Gericht als Beweis meiner Unzurechnungsfähigkeit benutzen.“

Antworts: